Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 22. 12. 1935 | Nr. 51

Zucht und Ordnung.

Dem Buche „Zucht und Ordnung“ von Georg Usadel (Hamburg 1935 / Hanseatische Verlagsanstalt) sind die folgenden Kernworte entnommen:

. . . Führung und Gefolgschaft stehen unter den Geboten des Kampfes, um in unserem Volk und in jedem von uns das Gesunde und das Gute zu erhalten und zu fördern. Die Handlungen von Führer und Gefolgschaft stehen unter der Verantwortung, ob das durch göttlichen Auftrag erhaltene Volk — und das sind niemals wir heute Lebenden allein, sondern sind die Ahnen hinter uns und die Nachkommen vor uns — in seinem Blut und Boden gefördert wird.

*

Wir wollen dienen, um das Volk zu stärken und zu bessern, damit einst nach uns Gesundere leben, als wir es sind. Wir wollen dienen, weil diese Pflicht zum Dienen ehrenhaft ist und weil das das Erhabenste für unser Leben auf dieser Erde bedeutet, daß wir in sich gleichbleibender Treue den Führern und Kameraden unsere Pflicht erweisen.

*

Mühe und Last sind notwendig, damit wir immer wieder vor uns bestehen und beweisen, daß unser Dienen ehrenhaft gemeint ist.

*

Die Hauptschwierigkeit bei der Bildung einer Gefolgschaft liegt darin, daß die einzelnen Mitglieder verschiedenartige Wesen sind. Die Kunst der Führung muß darin bestehen, in der Gefolgschaft einen einheitlichen Geist zu erzeugen.

*

Mit der Ehre ist unlösbar die Wahrhaftigkeit verbunden. Es ist merkwürdig, warum die Menschen so gerne lüge,n wo doch die Wahrheit zu sagen soviel einfacher ist.

*

Trotz dieses Bekenntnisses müssen wir feststellen, daß der Wahrhaftigkeit in einer Hinsicht eine Grenze gesetzt wird: Innerhalb der menschlichen Gemeinschaft darf um der Aufrichtigkeit willen nicht jeder Gedanke, der gedacht wird, ausgesprochen werden. In zu großem Maß ausgesprochene Wahrhaftigkeit zerstört die Harmonie unserer Gemeinschaften.

*

Ohne Wahrhaftigkeit ist keine Treue denkbar, denn die Treue ist der durch unser Leben angetretene Beweis, daß wir wahrhaftig sind.

*

Das Können eines Führers wird durch den Erfolg bewiesen, mit dem er eine ihm unterstellte Gefolgschaft nationalsozialistisch zu formen versteht. Niemals ist die Gefolgschaft schuldig, wenn sie nichts taugt, sondern immer nur ihr Führer, weil er sie nicht zu gestalten wußte.

*

Gerecht zu sein ist das Schwerste, was von einem Führer gefordert wird.

*

Jeder, der einmal eine größere Einheit geführt hat, mußte es erleben, daß bis zur Erneuerung Vernünftige plötzlich ihre Führerstellung nicht vertrugen. Ihr Führertum haben sie natürlich damit sofort verwirkt. Wir wollen uns stets einer strengen Selbstzucht unterwerfen, die uns immer wieder prüfen läßt, ob wir unsere Führerstellung am heutigen Tage, noch so wie am gestrigen Tage verdienen. Eine stets gleichbleibende Treue gegen sich selbst, eine dauernde Kontrolle, die wie ein Teil unseres Wesens wird, muß dafür sorgen, daß unser Vorleben immer wieder unsere Führerstellung rechtfertigt. Die innerlich Unsicheren werden zu den Ersatzmitteln des wahren Führerkönnens, des Prunks, der lauten Aufmachung und der Selbstbeweihräucherung greifen und damit die Verbindung zum einzelnen Gefolgsmann verlieren . . .

*

Die schwierigste Aufgabe, die unserem Führertum gestellt ist, besteht in der Führerergänzung, in der Bestellung des Führernachwuchses. Es läßt sich viel lernen, aber Menschenkenntnis nie. Auch wer ein noch so unbestechliches und sicheres Auge besitzt, wird erleben, wie er immer wieder enttäuscht wird. Die Charaktervollsten und Gediegensten in unseren Gefolgschaften sind meistens die Stillsten, über die das suchende Auge am leichtesten hinweggleitet.

*

Mangel an Entschlußkraft zum Handeln darf bei keinem Führer vorhanden sein.

(Aus „Der Hochschullehrer im gesamtdeutschen Kampf“. Ansprache des Berliner Universitäts-Dozenten Dr. Kleo Pleyer bei der Dozenten- und Studentenkundgebung in der Stadthalle in Königsberg am 9. Juni 1935.)

. . . Gott bewahre uns in der volksdeutschen Bewegung vor Generalstäblern, die niemals vorn in der Sappe gewesen sind und die nicht den Drang haben, für ihre große Konzeption und Planung draußen im Volkstumskampf von Mann gegen Mann einzutreten. Wir müssen erst Mannschaft sein, bevor wir Führerschaft werden können, und wir werden uns als Führer dann bewähren, wenn wir mit dem letzten Kumpel des Grenzkampfes im inneren Einklang stehen und mit ihm marschieren, in gleichem Schritt und Tritt . . .

Aus dem Weihnachtsmärchen des fünfzigsten Regiments.

Von Walter Flex.

Ein junger Bauer, dem sein Vater keine Scholle eigenen Bodens hat vererben können, hatte sich ein paar Acker Landes zur Bewirtschaftung gepachtet. Aber als er sich mit seinem fleißigen Weibe im Hochsommer anschickte, die erste schöne Ernte einzubringen, rüstete der Kaiser einen gewaltigen Krieg. Da wurde der Bauer Soldat.

Tage und Wochen gingen ins Land, und statt des ersehnten Friedens brannte der Krieg immer heller über die ganze Erde. Die verlassene Frau schlug sich mit ihrem Knäblein kümmerlich genug durch. Sie mühte sich redlich, die Ernte einzubringen und dem reichen Bauern den Pachtzins zu erlegen, aber es wollte ihren schwachen Kräften nicht gelingen . . . Und wieder nach ein paar Monden, als Bäche und Seen vom ersten Eise überfroren waren und die Vögel aus den verschneiten Wäldern in die Dörfer zogen, kam ein Brief des Hauptmanns, unter dessen Befehl der junge Bauer gedient hatte, und in dem Briefe stand, der Soldat sei als tapferer Mann im fremden Lande gefallen.

Das arme Weib las den Brief, und der Atem versagte ihr. Sie preßte ihr Kind, das zum Waislein geworden war, in stummem Jammer an die Brust, und das Herz wollte ihr brechen vor Weh. Sie glaubte, es könne sie auf Erden nichts Härteres treffen, und die Lust am Leben erlosch wie ein Licht in ihrem armen Herzen. In dieser letzten Not des Leibes und der Seele wurde ihr das Leben leid, und sie beschloß, mit ihrem Knaben zu sterben, ehe sie ihr Fleisch und Blut an Hunger und grausamer Kälte elend verderben ließe.

> ### Laß was sterben muß . . .
>
> Von Gerhard Schumann
>
> Laß was sterben muß, sinken und modern,
> Was Kraft hat, was Licht hat, will steigen
> und lodern.
>
> Doch laß es sinken wie man Fahnen senkt
> Und stoße nicht mit steinernen Gebärden.
> Die Zeit ist um. Es muß zu Erde werden.
> Indes der Gott die neuen Ziele denkt.
>
> Du aber gib dem unsagbaren starken
> Schwellenden Segelwind dich gläubig hin.
> Gefahr ist Hoffnung. Not ist dein Gewinn.
> Schon schießen in die Zukunft deine Barken.
>
> Wo sind die Riffe, die dir Halt geböten?
> Hinaus — hinüber — in die Morgenröten!
>
> Aus des jungen Dichters „Lieder vom Reich“ („Kleine Bücherei“ — Albert Langen / Georg Müller Verlag, München)

Da faßte sich das verzweifelte Weib ein Herz, verließ die Landstraße und schritt querfeld- und waldein. Dort wußte sie eine heimliche Stelle, wo die kahlen Buchen räumig und licht um ein stilles Wasser standen, dessen Grund seit Menschengedenken niemand hatte ermessen können. Ein Vaterunser lang stand sie an dem verschneiten Grubenrand, dann preßte sie das Knäblein fester an sich, tat einen Sprung und fühlte, wie die kalten Wasser über ihr zusammenschlugen. Ein Weilchen kämpfte sie noch, ein Weilchen spürte sie Lindigkeit in ihrem armen Herzen, dann vergingen ihr die Sinne.

War es kurze oder lange Zeit, da erwachte sie und kam zu sich. Ihr Knäblein lag ihr noch leise schlummernd im Arm, als wüßte es nichts von Leben und Sterben und von der Not des letzten Stündleins. Sogleich reckte es seine rosigen Händlein und rief halb wimmernd, halb liebkosend: „Väterchen, Väterchen!“ Und siehe da, nun gewahrte auch die Mutter eine graue Gestalt, die unbeweglich wie ein Wächter zu ihren Füßen gestanden hatte. Aber sie sah wohl, er trug nicht das Gesicht ihres Mannes. Gleichwohl war er gekleidet wie jener, als er in Krieg und Elend auszog. Nur war der feldgraue Rock von Sonne und Regen ausgezogen, als wäre er von der Glut ferner und fremder Länder versengt, von hundertfältigen Regengüssen und den Wassern durchwateter Ströme ausgewaschen. Der Helmbezug hatte die Farbe fahlen Dürrgrases, und nur von der Waffe, die ihm zur Seite hing, ging ein heller Schimmer aus wie von blankem Stahl.

Schon wollte das arme Weib den Fremden ansprechen, da sah sie ihm ins Gesicht und verstummte schüchtern. Denn in den Augen des stillen Mannes lag ein gütiger, aber tödlicher Ernst, als hätten sie das blutige Leiden und Sterben der Menschheit hundertfältig erblickt. Es glomm aus ihnen ein dunkler Schimmer wie der Widerschein mächtiger Brände und rauchender Trümmerhaufen. Da versagte dem Weibe Wort und Frage. Aber der Graue langte mit ruhiger Gebärde nach dem armen Waislein, das sogleich die Ärmchen um seinen Hals schlang und schmeichelnd sein „Väterchen“ lallte. Da faßte sie sich ein Herz und fragte leise: „Wo bin ich?“ Der Fremde strich nun auch ihr beschwichtigend mit seiner kühlen Hand über die zuckenden Schläfen und sprach: „Laß nur und sei still! Ich weiß wohl, woher du kommst und wohin du willst. Du suchst einen Toten, den du lieb hast, und bist ihm sehr nahe!“ Sogleich warf die junge Witwe schluchzend die Hände ineinander und rang sie gefaltet empor. Der Graue bewegte mitleidig das Haupt. „Still“, sagte er darauf, „du bist weder in Himmel noch Hölle. Auch bist du nicht tot. Du bist einen stillen Weg gegangen, den niemand findet, als wer so armselig und schuldig durch die heilige Nacht irren muß, wie du. Harre noch ein Weilchen, so wollen wir den suchen, den du sehen wolltest. Das ist Gottes Christgabe, die dir und deinem Waislein werden soll.“

„Wo bin ich“, fragte das Weib abermals, obgleich ihr das Herz zag war und wie ein Glöcklein im Winde zitterte. Antwortete der Graue: „Du bist bei den toten Soldaten. Aber sie sind Gottes Soldaten geworden, die vordem Soldaten des Kaisers waren. Sie haben noch keine Ruhe, denn Gottes Krieg mit den Seelen der Lebendigen währt noch immer. In der innersten Tiefe der Erde liegen die toten deutschen Soldaten auf Wacht nach Gottes Willen und tun Dienst auf Erden in seinem grauen Heere, ehe sie zu den hellen himmlischen Heerscharen eingehen dürfen, die die Weiten des Himmels erfüllen.“ „Ich verstehe dich nicht“, flüsterte das arme Weib, und die Brust war ihr sehr enge und bang. „Laß nur“, antwortete der Graue, „bald wirst du alles besser wissen. Wer in der Christnacht ausgeht wie du, der findet den Weg, den er sucht. Folge mir jetzt!“

Er schritt ihr voran. Alsbald weitete sich ein heller, schimmernder Grund vor den Augen des Weibes. Lange suchten ihre Augen die Quellen des guten und frommen Lichtes, das sie umgab. Weder Sonne, Mond noch Sterne erhellten die Tiefe, und nicht Fackeln noch Lichter brannten über dem Grunde.

Das Leuchten lag wie ein zarter, rosiger Hauch über einem diamantklaren See, der den ganzen Grund erfüllte und nur leise perlend gegen die dunklen Ufer anlief. Graue Wächter, die dem Führer wie Brüder glichen, saßen und standen ernst und schweigend um die Flut, als hielten sie Uferwacht an heiligen Wassern.

„Du bist bei den toten Soldaten“, sagte der Führer zu dem Weibe. „Sieh, ob du den findest, den du suchst. Vermagst du's, so rede ihn an, er wird dir antworten. In der Christnacht ist es den Toten vergönnt, mit Menschenstimmen zu reden, sonst kommen sie nur als Träume, Gedanken und Schatten zu den Lebendigen zurück.“

Das arme Weib faßte sich ein Herz und blickte suchend in die Gesichter der grauen Männer, die ihr nahe standen. Da gewahrte sie, daß die Gesichter der stummen Hüter sich seltsam glichen. Denn alle waren überschattet von dem tiefen Ernst, der ihr auch aus den Augen ihres Führers entgegendunkelte. Dieser Ernst war heilig und tödlich zugleich, und in seinem dunklen Schimmer lösten sich die Gesichtszüge der Männer wie Schatten unter einer düsterroten Fackel. Das arme Weib konnte das geliebte Antlitz ihres Toten nicht entdecken, und ihre Augen schweiften bang und hilflos über die lichte Flut nach dem jenseitigen Ufer, wo die Schatten vieler tausend Männer sich aus dem Dunkel hoben.

Da gewahrte sie auch die rosigen Quellen des ungewissen Lichtes, das hold und fromm über den Wassern lag. Ungezählte hellhäutige Kinder glitten auf der stillen Flut hin und wider, und von ihren zarten Körperchen ging der Rosenschimmer aus, der die Tiefen des Grundes erfüllte. „Wer sind diese Kleinen?“ fragte das Weib den Führer, und er antwortete: „Es sind die Seelen der ungeborenen Kinder deines Volkes. Gott der Herr hat die toten Soldaten zu ihren Hütern bestellt, bis sie ins Leben treten.“ „Und was ist das für ein See, über dem sie spielen, wie über einer heublumigen Wiese, daß ihnen kaum die Knöchel der Füße feucht werden?“

Da wurde das Antlitz des grauen Führers noch dunkler, und er antwortete: „Wisse, du Arme, dieser See rinnt zusammen aus den ungezählten Tränen, die die Lebendigen um die toten Soldaten weinen. In diesen Tränensee sind auch deine Zähren geflossen. Uns aber hat Gott der Herr an der Schmerzensflut in der innersten Tiefe der Erde zu Hütern der Ungeborenen bestellt, auf daß wir ihre Seelen in den Tränen ihres Volkes baden, ehe sie ins Leben treten. Davon werden sie stark werden und rein bleiben, auch wenn der Staub der Erde sie anwehen wird.“

„Was aber tun diese da?“ fragte das Weib und deutete erschauernd auf einige der Grauen, die am Ufer lagerten und in ihrer Mitte eine helle Schar der ungeborenen Seelchen zu weiden schienen, die sich mitten unter den Grauen wie zu einem schönen, schimmernden Blütenbeet zusammendrängten.

Der Führer dämpfte seine Stimme, als spräche er in einer Kirche und sagte: „Sieh, die toten Soldaten halten Zwiesprache mit den Seelen der Ungeborenen. Ins Leben geschickt, werden die Ungetauften die Worte ihrer Hüter vergessen haben, aber aus ihren Seelen wird den Lebendigen der feine, klare Duft dieser vergessenen Stunden entgegenströmen, so wie geschliffene Gläser jahrelang den Duft des Rosenöls ausströmen, das sie einmal bewahrt haben.“

„Sieh“ sprach der Führer zum Weibe, „dieser Wachtdienst der toten Soldaten an den Ungeborenen ist so heilig wie vordem ihre Schwertwacht vor den Türen des Ka[illegible]

„Wie lange müssen die toten Soldaten hier drunten wachen?“ fragte das Weib erbebend. „Bis der See der Tränen versiegt ist“, antwortete der Führer traurig. „Danach wird Gott andere Wächter statt ihrer über die Erde setzen, einen weisen König oder eine Schar von Priestern. Wir wissen nicht wen. Aber davon ist jetzt nicht zu reden. Denn unaufhörlich rinnen die Tränen der Witwen und Waisen, der Mütter und Bräute als Quellen und Bäche zu und mehren die heilige Flut. — Aber wir müssen noch lange wachen und harren. Erst wenn der See ausgetrocknet ist, gehen die grauen Hüter in das Reich der tausend Sinne ein und werden der armen Erde ledig.“

„Was ist das, das Reich der tausend Sinne?“ fragte das Weib, und der graue Führer antwortete: „Es ist das, was ihr auf Erden den Himmel nennt. Ihr auf Erden dürft nur mit fünf armen Sinnen den Reichtum der Welt fühlen, sehen, hören, riechen und schmecken. Danach aber kommt ihr in das Reich der tausend Sinne und werdet mit Kräften begabt, die sich mit Menschenworten nicht nennen lassen. Darüber sind noch tausend Reiche, in denen die Seelen wohnen werden auf ihrer Wanderung zu Gott wie in Gasthäusern am Wege. Und jedes Haus, das sie beherbergt, wird mehr helle Fenster haben als das vorige. Aber stille davon, denn du kannst mich nicht völlig verstehen. Was ihr Lebenden Sterben nennt, nennen wir Toten Geborenwerden, und du bist noch nicht geboren. Komm jetzt, und suche den, den du lieb hast.“ Und das Weib folgte ihm, eingelullt von seinen dunklen Worten wie eine Schlafwandelnde und Träumende.

Sie tat einige zage Schritte hinter dem dunklen Führer und spürte, wie der rosige Schein hinter ihr verglomm. Sie tastete mit ihren Händen vorwärts und folgte leise lauschend dem dunklen Rauschen der Füße ihres Führers. Nach einer Weile stand dieser still und sprach leise: „Sieh, nun stehst du vor der Herzkammer der Erde, in der der heimliche König regiert!“

„Wer ist das, der heimliche König?“ fragte das Weib, und der Graue antwortete: „Es ist täglich ein anderer und immer derselbe. Er wacht auf seinem Thronsitz in der Herzkammer der Erde, wo alle Geräusche der oberen Welt zusammenfließen; dort lauscht er auf die tausendfältige Musik der Stimmen der Lebenden. Gott der Herr hat ihm geboten, zu wachen, daß die Musik der Stimmen seines Volkes rein, stark und fromm töne wie eine gewaltige Orgel. Darum sitzt er auf seinem Thron und lauscht. Jeder Mißton aus der vielfältigen Musik läßt das Schwert in der Hand des heimlichen Königs leise erklirren. Dann tritt ungerufen einer seiner grauen Brüder, die hier um uns her ungesehen im Dunkeln vor seiner Tür lagern und wachen, an seinen Thron, und der heimliche König gibt ihm leise raunend Befehl und Auftrag. Er hört alles, was die Überlebenden seines Volkes droben auf Erden denken, reden und singen, jeden Seufzer, jedes törichte Lachen, jeden Schrei und jedes Lied. Und so er einen Mißklang austilgen will, sendet er seine grauen Boten durch die Nacht, und sie wandeln durch Schlösser und Bettelkammern, durch die Erdhöhlen der Schlachtfelder und an die Tische der Könige. Sie wandeln und löschen das leichtfertige Lachen aus, wie man Lichter an liederlichen Tafeln auslöscht. Wo Selbstsüchtige und Prasser schwelgen, setzt sich der Sendbote des heimlichen Königs als grauer Gast an die Tafel, bis ihnen die Herzen schwer wie Steine werden, die eben noch wie Sommervögel sangen. Der heimliche König hat keinen Namen. Er wechselt täglich, wie die Wächter vor dem grauen Schlosse eures Kaisers sich ablösen. Täglich tritt ein anderer aus der Schar der toten Soldaten in die Herzkammer der Erde und sitzt auf dem Thron des heimlichen Königs nieder, um Dienst an der Seele seines Volkes zu tun und sie zu pflegen wie eine alte heilige Orgel.“

Indem er noch so sprach, stieß er leise eine dunkle Tür auf, schob das Weib in die wunderbare Helle, die ihr entgegenfloß, und ließ leise die Tür hinter ihr ins Schloß gleiten.

„Sieh“, raunte er ihr zu, „nun stehst du in der Herzkammer der Erde und vor dem heimlichen König. Störe ihn nicht! Er wacht über die Erde, deine Stimme würde ihn erzürnen. Kein Einzelner darf sein Anliegen vor ihn tragen.“

Aber das arme Weib hörte ihn kaum. Herz und Auge und Ohren waren ihr in andächtiges Schweigen und Lauschen versunken. Die Herzkammer der Erde war wie ein hellräumiger Altarschein in eitel wasserreinen Diamantstein geschnitten und von den strahlenden Wänden floß tausendfältiges Raunen und Tönen rauschend nieder wie ferne Musik. Alle Helle aber wurde überstrahlt von einem tiefen, glühenden Glanze, der wie Rubinschein von der Krone des heimlichen Königs ausging. Sie erschaute keinen Heiligen im Kronornat, sondern einen einfachen Soldaten im zerschlissenen und erdfarbenen Mantel, und als sie die Augen zu seinem dunklen Antlitz hob, erkannte sie die Züge ihres lieben Toten. Aber aus dem vertrauten Angesicht lohte ein furchtbarer Ernst und seine Gestalt war von einer so fremden Hoheit umkleidet, daß sie nicht wagte, ihn anzusprechen. Sie vermeinte, ihren eigenen Herzschlag unrein und störend in die heilige Musik tropfen zu hören, die den Raum erfüllte. Ihre Todesschuld fiel ihr lastend aufs Herz, und die Knie wurden ihr lasch vor Herzensbangigkeit. Da hörte sie die lebenden Brüder der grauen Wächter auf fernen Schlachtfeldern singen. Und sie sangen diese Worte:

> „Als einst der ros'ge Christ geboren
> in Bethlehem zur Weihenacht,
> hat Gott den Hirten vor den Toren
> durch schöne Engel auserkoren,
> die erste Kunde zugebracht.
> Die grauen Hüter auf dem Felde
> in dunkler Weihenacht sind wir.
> O, daß vom Wasgau bis zur Schelde
> der mächt'ge Himmel sich erhellte.
> Einmal gibt Gott uns doch den Frieden,
> so oder so, nach seinem Sinn;
> sei's droben, sei's im Sieg hienieden,
> wir nehmen, was er uns beschieden,
> demütiglich als Weihnacht hin.
> Mit deinen Engeln, deinen schönen,
> du ros'ger Christ, kehr' ein, kehr' ein!
> die wunden Herzen zu versöhnen,
> laß du dein Friede — Freude tönen!
> die grauen Hüter harren dein . . .“

Je länger das arme Weib in die Züge des heimlichen Königs schaute, desto vertrauter wurden sie ihr, und sie wurde fast schüchtern, den armen Bauern so in heiliger Pracht walten zu sehen. „Es kommt ihm nicht zu“, dachte sie in Herzensangst. „Er ist auf Erden hinter dem Pflug gegangen und hat erborgtes Korn in die Herrenerde gestreut.“

Der graue Führer ihr zur Seite schien ihre Gedanken wie Stimmen zu hören, denn er antwortete ernst: „Schweig still! Hier gilt nur die Würdigkeit und Reinheit des Herzens. Alles andere ist Tand. Die heiligen Steine der Krone leuchten über seiner armen Stirn und weihen seine Hände, daß sie würdig sind, Schwert und Reichsapfel der heimlichen Könige zu tragen.“

Jetzt gewahrte das Weib in der Linken des heimlichen Königs eine schlichte erdfarbene Kugel, die er wie ein Herrscherzeichen auf seinem Knie ruhen ließ. „Es ist die Handvoll Erde, die er im Todeskampf aus dem Acker zusammenballte, auf dem er verblutete“, sprach der graue Führer. „Jeder der toten deutschen Soldaten trägt solche Kugel, die alsbald die Gestalt der Erdkugel annimmt, in der Linken und sein Schwert in der Rechten als Zeichen von Gott, daß er unser rechter Bruder und ein Wächter ist, der über die lebendige Erde gesetzt ist. Aber nun folge mir, denn du hast alles gesehen, was du begehrt!“

Da wandte sich das arme Weib bescheiden zur Tür. Aber indem sie demütig zum Abschied das Haupt senkte, neigte sich der heimliche König zu ihr und sah ihr ins Auge. Das Weib sank in die Knie. Da reichte ihr der heimliche König einen goldenen Becher und sprach drei Worte: „Tränke meinen Knaben!“ Und er reichte ihr eine perlfarbene Muschel, in der lagen dünne Scheiben wie Altarbrot, und sprach wiederum drei Worte: „Speise meinen Knaben!“ Danach bewegte er die Hand wie zum Segen, zugleich fühlte sich das arme Weib sanft vom Boden gehoben und ließ sich willenlos aus der heiligen Halle in die rosige Dämmerung des Tränensees zurückleiten.

Da, als sie am Ufer der weiten Flut nach ihrem Knäblein Umschau hielt und eben die Stimme erheben wollte, ihm zuzurufen, legte ihr der graue Führer seine kühle Hand mit sanftem Zwang auf die Lippen. „Still“, sagte er leise, „denn die Toten der Christnacht wollen einziehen in unser Reich.“ Zugleich gewahrte das Weib einen dunklen feierlichen Zug, der sich langsam dem lichten Grunde näherte und dessen schattenhafte Gestalten von dem rosigen Lichthauch wie von Weihrauchwolken umwallt waren. Je vier der grauen Wächter trugen schwer ausschreitend düstere Bahren, und auf jeder der schlichten Bahren ruhte still und bleich ein toter Soldat, ganz in dunkles Tannengrün gebettet und die weiße Stirn mit Tannenreisern bekränzt. In den Tannenzweigen leuchtete es hie und da, als zögen sich lichte Fäden von Weihnachtsgold hindurch, und von den fichtenen Bahren schimmerten stille, friedliche Kerzen wie von Christbäumen nieder. Wo aber die Sohlen der schweigsamen Träger den Boden berührten, da hob ein heimliches Sprudeln und Rieseln an, als entsprängen unter den dunklen Füßen helle Brünnlein und Quellen, die sickernd der leuchtenden Flut zurannen. Mit eins wurde das Raunen und Rieseln überrauscht von den Wogen eines schwellenden Gesanges, der aus der Herzkammer der Erde zu fluten schien.

Indessen hatten die Bahreträger den Rand des Sees erreicht und setzten . . .
sobald die Flut die grünen Reiser anspülend netzte, erhoben sich die toten Soldaten von ihren Bahren und mischten sich schweigend unter die dunkle Schar der grauen Brüder. Nur an den Tannenreisern, die sich um ihre weißen Schläfen wanden, waren die Toten der Christnacht unter den anderen kenntlich.

An der Weichsel.

> Hastig, ein stürmender Reiter, die graue Wolke flieht,
> Längs der dämmernden Ufer ein Schwarm von Krähen zieht.
>
> Kalt über Wiesen und Moore schleift der Abendwind,
> Schäumend um Schilf und Buhnen die dunkelnde Weichsel rinnt.
>
> Einsam auf steilen Stegen wandern wir Hand in Hand,
> Schreiten über die Äcker hin durch des Lebens Land;
>
> Tragen im Herzen beide tief-tiefernste Ruh . . .
> Feierlich wallt der Strom der ewigen Heimat zu.

Franz Lüdtke.

Aber seit der Gesang aus der Herzkammer der Erde verstummt war, ließ sich das heimliche Rieseln der zurinnenden Brünnlein wieder deutlich vernehmen. Davon wurde dem armen Weibe das Herz bitter schwer. Schweigend ergriff der graue Führer die Hand des Weibes und geleitete sie von dannen. Aber indem das arme Weib den Schritt ins Dunkel zurückwandte, vernahm sie hinter sich ein unbegreiflich süßes Tönen und spürte, wie die Weiten des Sees heller als je zuvor wie in lichter, himmlischer Morgenröte erstrahlten. Über den schimmernden Fluten sangen die reinen Seelen ihr Lied.

Das arme Weib fühlte, wie der holde Wohlklang sie einlullend umfing, halb im Traum schon zog sie ihren Knaben fester ans Herz und die Sinne schwanden ihr.

War es kurze oder lange Zeit, da erwachte sie, und als sie ihre Sinne zusammenraffte, fand sie sich mit ihrem Knäblein im Schnee am Rande des Waldwassers, in das sie ihren letzten Sprung getan zu haben vermeinte. Es wurde ihr weh ums Herz, als die herbe Erdenluft sie anwehte und sie glaubte, geträumt zu haben. Aber mit einmal fühlte und gewahrte sie in ihren armen Händen den goldenen Becher und die graue Muschel des heimlichen Königs. Zugleich sah sie, daß die Händlein ihres Knaben von der Berührung der reinen Seelen leise und heimlich in rosigem Schimmer nachleuchteten, als umschlössen sie ein heimliches Licht oder eine holdselige Perle.

Das Knäblein aber wimmerte leise vor Frost, Hunger und Kälte. Da reichte ihm die Mutter den Goldbecher an die Lippen und atzte es mit dem Brot der Muschel. Da trank und aß auch die Mutter vom Wein und Brot der Toten. Und siehe da, Brot und Wein schmeckten süß und herbe, und durchströmten Leib und Seele mit wunderbarer Kraft und Frische. Weder Becher noch Muschel wurden leer, und dennoch sah die Frau den Grund des goldenen Gefäßes beim Trinken schimmern, und im Grunde schwamm das Bild des heimlichen Königs, wie sie ihn in der Herzkammer der Erde hatte thronen sehen.

„Zur Sonnenwende“.

Von **Baldur v. Schirach.**

Wieder steht eine Jugend in Deutschland, die nicht Profit will, nicht Eigennutz, sondern Dienst und Opfer für die Gemeinschaft leistet. Das ist unsere große Idee: Eine Kameradschaft jener Deutschen, die nichts für sich wollen. Weil sie nichts für sich wollen, können sie alles für ihr großes Volk. Keine Jugend mit neuen Rechten — eine Generation der harten Pflichterfüllung.

Die Nachkriegszeit bot das traurige Bild parteigebundener Jugend. „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“ war das Losungswort vom deutschnationalen Klub bis zur kommunistischen Kaschemme. Jeder Interessentenhaufen machte in Jugend. Und hatte Erfolg. Das junge Deutschland nahm jeden Aufruf als bare Münze, verschrieb sich heute dem und morgen jenem, bis es sich enttäuscht und angeekelt, von diesem Treiben abwandte.

Als Adolf Hitler zu sprechen begann, wurde diese Haltung erschüttert. Aber nun bemächtigte sich der satte Bürger jener Parole, die die Jugend gegen ihn selbst gefunden hatte. Er mahnte zur Ruhe, zur Besonnenheit, zur Ordnung. „Jugend soll nicht Politik treiben“ wurde der Abwehrruf aller bürgerlichen Parteien, die ihre Jugend an den Führer zu verlieren begannen.

Wir konnten unsere Auffassung noch nicht im einzelnen begründen, wir glaubten einfach. Und als dann Hitlers „Kampf“ erschien, war uns dieses Buch wie eine Bibel, die wir fast auswendig lernten, um die Fragen der Zweifler und überlegenen Kritiker beantworten zu können. Fast alles, was heute an verantwortlicher Stelle Jugend führt, kam bereits in jenen Jahren zu uns.

Wieder schied sich die Jugend an der Politik, aber diesmal war die Fragestellung anders. Es ging nicht mehr um nationale Parteien, um liberale und demokratische Ideen, es hieß: Deutschland oder der Marxismus, Deutschland oder die Reaktion.

Wie es Jünglinge unter den Greisen gibt, gibt es Greise in der Jugend. Ich habe sie kennengelernt in den Hochschulen, in der Jugendbewegung, überall. Die innerlich alten Menschen sind die Pest für ein gesundes Volk. Sie sind der zähe und erbitterte Widerstand gegen jede neue Idee.

Jugend aber ist eine Haltung.

Ein gefährliches Abenteuer.

Mitte Juli waren wir fünf auf der Fahrt im Gebirge und lagerten am Ufer des Meerauges. Der schier unergründlich tiefe, mächtige See liegt, von massigen Gebirgsketten umrahmt, still da. Wir standen auf einem Felsen und atmeten die frische Gebirgsluft mit voller Brust. Die Schönheit der Natur packte uns. Ganz in das Schauen versunken standen wir da.

Wir mochten wohl eine halbe Stunde so in Betrachtung versunken dagestanden haben, als wir plötzlich aus der Ferne einen schrillen Hilferuf vernahmen. Ein Mensch rief. Erschreckt schauten wir uns nach unseren Gefährten um, aber zwei fehlten. Da gellte wieder ein Hilferuf über den See und die Berge warfen sein Echo erbarmungslos zurück. Schnell zogen wir unsere „Ledernen“, die Kletterschuhe an. Nichts Gutes ahnend, riefen wir etliche Mal, aber die Berge warfen erbarmungslos dasselbe zurück. Unruhe und Angst trieben uns weiter, und nach einigen gewagten Sprüngen erreichten wir die Stelle, wo wir erst gerastet hatten. Hier schöpften wir kurze Zeit Atem und riefen wieder laut „Hallo!“ Voller Angst kamen die Worte aus unserem Munde. Sie wurden von einem leichten Wind mitgenommen und gegen die nächste Felswand gejagt, welche sie entstellt dem Winde höhnisch zurückgab, gleich als wollte sie ihr Opfer nicht herausgeben. Das Echo verhallte und wieder herrschte Totenstille. Wir beschlossen noch einmal zu rufen.

Diesmal kam freudige Antwort, und bald erschienen die Gesichter der Gesuchten. Erleichtert atmeten wir auf. Sie lebten. Wer hatte also die Hilferufe ausgestoßen? Wir winkten, und bald begannen die Verschollenen den Abstieg. Nach einigen Minuten waren sie bei uns angelangt. Nun begann das Fragen und Antworten. Auch sie hatten die Hilferufe gehört, und waren hinauf geklettert, um zu sehen, wer dort in höchster Not schwebe. Wir suchten noch längere Zeit. Da sich jedoch die Hilferufe nicht wiederholten, und wir auch nichts Besonderes entdecken konnten, zogen wir weiter und erreichten in einer halben Stunde die Baude, in der wir übernachteten. Hier alarmierten wir die Rettungsbereitschaft. Schon am nächsten Morgen erfuhren wir, daß man einen zerschmetterten Körper am Rande des Sees gefunden hatte.

Jorg

Die Erde dreht sich schneller!

Eine merkwürdige Entdeckung hat die Physikalisch-Technische Reichsanstalt gemacht: daß nämlich der Mensch in jedem Jahre eine Sekunde weniger zu leben hat!

Wir sind daran gewohnt, uns die Dauer eines Tages als feststehenden 24-Stunden-Kreis zu denken, der durch den scheinbaren Umlauf der Sonne und der Fixsterne um die Erde bestimmt wird. Und da wir die Bewegung für eine feststehend regelmäßige hielten, mußte uns die astronomische Tageslänge als immer dieselbe erscheinen. In der Wissenschaft waren aber schon seit längerer Zeit Zweifel an dieser Annahme aufgetaucht. Und nach dreijährigen Beobachtungen und Messungen hat die Physikalisch-Technische Reichsanstalt den Nachweis erbracht, daß die Tageslänge kleinen Zeitschwankungen unterliegt. Schon im Juni 1934 stellte man eine Verkürzung der Tageslänge um eine viertausendstel Sekunde fest. Das kann nichts anderes bedeuten, als daß sich die Umdrehungsgeschwindigeit der Erde erhöht hat.

Das wissenschaftliche Hilfsmittel zu dieser Feststellung waren die von den Physikern Regierungsrat Dr. A. Scheibe und Dr. U. Adelsberger geschaffenen Quarzuhren. Der Antrieb dieser ungeheuer wichtigen Meßinstrumente sind Elektronenröhren, die einen Wechselstrom erzeugen, der durch einen schwingenden Quarzkristallstab so gleichmäßig gehalten wird, daß ein damit betriebener Synchromotor, mit dem ein Sekundenzeiger verbunden ist, genauer und unveränderlicher läuft als die beste astronomische Pendeluhr. Das täglich gegebene Nauener Zeitzeichen wird nun täglich von den Sternwarten durch den Durchgang der Fixsterne durch den Meridian des Beobachtungsortes geprüft. Wenn bei dem sogenannten Meridianinstrument (einem Fernrohr) ein bestimmter Stern das dort angebrachte Fadenkreuz durchläuft, so wird ein Kontakt geschlossen und auf einem durch einen Zeitschreiber bewegten Streifen wird ein Punkt markiert. Zu gleicher Zeit aber markiert die Vergleichsuhr, die heutige Quarzuhr, auf dem gleichen Streifen in den gleichen Abständen Punkte. So kann man leicht etwaige Abweichungen feststellen.

Da die früheren astronomischen Pendeluhren dem Einfluß von Erderschütterungen und Temperaturschwankungen unterworfen waren, konnte mit ihnen kein Beweis für die schon lange vermuteten Unregelmäßigkeiten in der Erdumdrehung erbracht werden. Von den Quarzuhren sind heute in der Reichsanstalt vier von verschiedener Bauart vorhanden, die eine so genaue Übereinstimmung untereinander zeigen, daß die der astronomischen Pendeluhren um das Zehnfache übertroffen wird. So konnten jetzt die gesuchten Beweise inwandfrei erbracht werden. Man hat so eine Verkürzung der Zeit festgestellt, die im Laufe eines Jahres etwa eine Sekunde ausmacht. Es ist leicht möglich, daß sehr bald wieder eine Verlangsamung der Erdumdrehung eintritt. Für uns kommt ja dieser Entdeckung keine eigentlich praktische Bedeutung zu. Aber für die Astronomen und Geodäten liegt hierin ein großer wissenschaftlicher Wert.

Wir Laien sehen darin eine recht interessante und wissenswerte Tatsache und sind gespannt auf den Erfolg weiterer Forschung nach den Ursachen dieser Veränderung. Und noch mehr: uns allen ist dies ein erneuter Beweis der leistungsfähigen Forschungsarbeit deutscher Wissenschaft.

Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.